

Aufstieg aus der Unterschicht: Kommunen, Bildungs- und Sozialeinrichtungen suchen nach Wegen aus der Armut

Verantwortung von 0 bis 18

MONHEIM, 3. August. Stadtteile wie das Berliner Viertel in Monheim gibt es in jeder Kommune. Vierstöckige Plattenbauten ziehen sich durch ganze Straßenreihen; Wohnschlangen werden sie genannt. Hier wohnen die armen Monheimer, die Arbeitslosen, die Zuwanderer, die Alleinerziehenden. 11 000 der 44 000 Einwohner leben hier, rund ein Fünftel ist auf Sozialtransfers angewiesen. Dieses Quartier wird auch mit einem Medienereignis verbunden, das in ganz Deutschland Aufsehen erregt hat. „Crash-Kid Andi“ stammt von hier, der seit 1998 mehrfach Lastwagen gestohlen hatte, bis er zwei Jahre später im Alter von 14 Jahren einen niederländischen Polizisten tot fuhr.

Mehrere teure Aufenthalte in Jugendheimen hatte er hinter sich; auch eine Therapie auf Gomera war erfolglos geblieben. „Deshalb haben wir uns gefragt, warum es eigentlich immer nur der Reparaturbetrieb sein muss“, sagt Bürgermeister Thomas Dünchheim. Bevor der CDU-Politiker 1999 Bürgermeister wurde, waren die Kosten für Heimunterbringungen auf schwindelerregende Höhen geschneit. Wenn man dieses Geld einsetzen würde, um ge-

„Armut kann zu verschiedenen Zeiten akut werden. Unsere Präventionskette erlaubt uns zu reagieren.“

Inge Nowak, Mo.Ki-Projektleiterin

zielt etwas gegen Kinderarmut zu tun, würde das sehr viel erfolgreicher sein, dachten sich Dünchheim, seine Jugendamtsleiterin und die Arbeiterwohlfahrt (AWO).

Die Ergebnisse der Überlegungen wurde drei Jahre später als „Mo.Ki – Monheim für Kinder“ in einem Modellprojekt verwirklicht. Es gewann 2004 den Präventionspreis von Bertelsmann-Stiftung und Bundesgesundheitsministerium und wurde in einer OECD-Bildungsstudie als „beispielhaftes Projekt“ vorgestellt. Der Kerngedanke des Programms ist eine stärkere Vernetzung. „Keine Stadt, kein Träger von Kindertagesstätten allein kann etwas gegen Armut tun – und auch nicht Inge Nowak“, sagt Inge Nowak, die das Projekt als Mitarbeiterin der Stadt koordiniert.

Im ersten Schritt öffneten sich die fünf Kindertagesstätten im Viertel für eine Zusammenarbeit: AWO, evangelische und katholische Kirche und die Stadt sahen sich nicht mehr als Konkurrenten – und sie kommunizierten enger mit dem Jugend- und dem Gesundheitsamt. Für Erzieher wurden kostenlose Fortbildungen angeboten, die ihnen vermittelten, wie man Stärken stärkt (Marte Meo). Das Geld wurde aus dem städtischen Haushalt umgeschichtet: Stunden der Familienhelfer wurden statt für akute Beratungen für Fortbildungen genutzt. Außerdem können die Einrichtungen Etatmittel und Spen-

Alleinerziehende, Ausländer, Arbeitslose – drei Gruppen sind die Hauptbetroffenen von Armut. Einige Parteien, Sozialverbände und Kirchen werben dafür, die Hartz-IV-Regelsätze zu erhöhen. Erfolgreicher aber dürfte die Prävention sein: Eine bessere Bildung und die Qualifizierung für den Arbeitsmarkt sind Schlüssel, um prekären Lebensverhältnissen zu entkommen, argumentieren Armutsforscher übereinstimmend.

den einsetzen, um Kindern Sportangebote, Kunstschulen und Musikerziehung zu ermöglichen.

Die Fortbildung beschränkt sich allerdings nicht auf die Mitarbeiter, sondern wird auch Eltern angeboten. „Früher waren wir froh, wenn sie um 9 Uhr die Kita verließen. Heute sind sie willkommen“, berichtet Nowak. Gülsüm Erdogan wurde in drei Seminaren zur Familienmoderatorin fortgebildet. Einmal im Monat wird die gebürtige Türkin von anderen Müttern eingeladen, um Erziehungsthemen zu besprechen. „Meist bekommen sie die Lösungen durch Gespräche heraus; erst wenn die Probleme größer sind, gehe ich zur Erziehungsberatungsstelle“, erzählt sie. An Werktagen treffen sich viele der ausländischen Mütter im Familiencafé. Zahnpro-

phylaxe und Vorlesetraining sind weitere Angebote, über die Eltern hier informiert werden. Durch die Koordinationsarbeit von Inge Nowak weiß jede Institution über alle Hilfen Bescheid. Und statt im Rathaus hat sie ihr Büro im sozialen Brennpunkt.

„Unser Ziel war von Anfang an, eine Präventionskette von der Geburt bis zur Berufsausbildung zu bieten“, sagt Bürgermeister Dünchheim. Deshalb wurde Mo.Ki nach und nach um mehrere Stufen erweitert. Damit die Unterstützung nicht plötzlich abbricht, wenn die Kinder in die Schule kommen, hat die Stadt zwei Sozialarbeiterinnen entsandt. An den beiden Grundschulen des Viertels haben sie ebenfalls Elterncafés eingerichtet, wo neue altersspezifische Angebote an die Familien gerichtet werden. „Wenn Eltern das schon

aus einer früheren Phase kennen, nehmen sie Hilfen auch schneller in Anspruch“, sagt Corinna Hartmann, eine der Mitarbeiterinnen. Als Teil des Marte-Meo-Erziehungskonzepts filmt sie Grundschullehrer, mit denen sie anschließend analysiert, wie sie noch gezielter die Konzentrationsfähigkeit der Kinder trainieren können.

Vergangenen Herbst startete die Stufe „Mo.Ki unter 3“, für die die AWO vier Stellen mit Hilfe der Stiftung Wohlfahrtspflege Nordrhein-Westfalen finanziert. Neugeborene bekommen ein Begrüßungspaket, wodurch die Stadt frühzeitig dokumentiert, dass sie die Verantwortung für die Kinder mitübernimmt. Eine Familienhebamme, die zusätzlich in einer gynäkologischen Praxis arbeitet, nimmt frühzeitig Kontakt zu Risikofamilien auf und vermittelt ihnen bei Bedarf weiterführende Hilfen wie zum Beispiel Elternkompetenzkurse. Wissenschaftliche Studien haben gezeigt, dass nicht jedes arme Kind unter Deprivationserscheinungen leiden muss; aber je länger die Armut andauert, desto wahrscheinlicher werden sie. „Das kann zu unterschiedlichen Zeitpunkten akut werden“, sagt Inge Nowak. „Und unsere Präventionskette erlaubt uns, darauf zu reagieren.“

Die Erfolge des Projekts sind naturgemäß nicht einfach zu messen. „Aber unsere Quote von ambulanter und stationärer Jugendhilfe weist mit 70 zu 30 den besten Wert aller geprüften Kommunen des Landes auf“, sagt Jugendamtsleiterin Annette Berg. Im Durchschnitt liegt die Quote in Nordrhein-Westfalen bei 44 zu 56. Koordinatorin Inge Nowak nennt ein anderes Erfolgsmaß: 128 Kinder aus dem abgehängten Berliner Viertel hätten 2009 am alljährlichen Stadtlauf teilgenommen, sechs Jahre zuvor war es kein einziges. Sie fühlen sich zunehmend als Teil der Kommune. Eine Erzieherin berichtet, dass vom Berliner Viertel nicht mehr als „Asi-Stadtteil“ gesprochen wird, stattdessen werde oft gefragt, wann Mo.Ki den nächsten Preis zugesprochen bekomme. Die Zahl der Angebote für Familien wachse stetig, berichtet Inge Nowak; auch größere Kommunen wie München oder Gelsenkirchen suchten Rat bei ihr.

Monheim habe mit seinem Ansatz erreicht, dass keiner in der Stadt mehr sagen könne, Armut gehe ihn nichts an, sagt die Frankfurter Sozialforscherin Gerda Holz, die das Projekt wissenschaftlich begleitet hat. „Zunächst wurde die Tabuisierung aufgehoben und dadurch war keine Handlungsoption mehr ausgeschlossen“, erklärt die Mitarbeiterin des Instituts für Sozialarbeit und Sozialpädagogik. Das sei nichts Besonderes, findet Bürgermeister Thomas Dünchheim. „Man sollte das Problem nicht leugnen – nur weil es vermeintlich nicht zum Stadtmarketing passt.“ Dankbar sei er für die Anschubfinanzierung der Stiftung Wohlfahrtspflege und des Landschaftsverbandes. Am Ende aber lohne sich die Prävention auch finanziell. Und deshalb sollen demnächst Mo.Ki 3 und 4 für weiterführende und Berufsschulen eingeführt werden. PHILIPP KROHN



Mehr als ein Geldproblem: Armut in Wohlstandsgesellschaften bedeutet, weniger Teilhabechancen zu haben.

Foto dpa

Sprachförderung als Schlüssel

Ohne Eltern geht wenig / Spätere Aufteilung auf verschiedene Schulformen gefordert

FRANKFURT, 3. August. „Guten Morgen, guten Morgen. Ich winke dir zu, erst ich und dann du.“ Drei kleine Mädchen und vier kleine Jungen sitzen um einen Tisch und singen diesen Refrain. Dazwischen stellt sich immer ein Kind vor. Zum Beispiel Amina: „Guten Morgen, ich heiße Amina.“ In der Mitte steht ein Korb mit Äpfeln. Die Erzieherin schneidet einen Apfel in Hälften. „Das Fruchtfleisch ist weiß“, sagt ein Kind. „Und auch gelb, rot und orange“, meint ein anderes. „Und wie schmeckt der Apfel?“, fragt die Erzieherin. „Er schmeckt gut“, antwortet ein Kind. „Kannst du das noch ein wenig genauer beschreiben?“ „Süß und saftig schmeckt er.“

Es wird ständig gesprochen in dieser halben Stunde. Meistens in ganzen Sätzen. Und alle Kinder bekommen die Gelegenheit, sich zu beteiligen. Sie besuchen die Kindertagesstätte der katholischen Gemeinde Maria Hilf im Frankfurter Gallusviertel. Etwa zweimal in der Woche kommen sie zusammen, um Sprachunterricht zu erhalten. Die Sprachförderung in den Gruppen reicht für sie nicht aus. Sie würden Deutsch nicht gut genug lernen, um in der ersten Grundschulklasse bestehen zu können. Unterrichtet werden sie von Erzieherinnen, die in einer Fortbildung auf diesen Sprachunterricht vorbereitet wurden. Dort haben sie einiges gelernt über die Sprachentwicklung und die Besonderheiten des Zweit- oder Mehrsprachenerwerbs. Außerdem bekamen sie Material für den Unterricht. Die Fortbildung ist Teil des Projekts „Frühstart“ der Gemeinnützigen Hertie-Stiftung, der Türkisch-Deutschen Gesundheitsstiftung, der Gölkel Stiftung und des hessischen Familienministeriums. Nachdem in einer ersten Modellphase 12 Kindertagesstätten teilnahmen, sind es von 2008 bis 2010 schon 36 Einrichtungen; diese zweite Phase kostet 1,8 Millionen Euro. Profitiert haben bisher rund 1000 Kinder.

Das Konzept von Frühstart fußt zum einen auf der Erkenntnis, dass die Grundbedingung für Integration und sozialen Aufstieg fast immer Bildung ist. Zum ande-

ren trägt es der Tatsache Rechnung, dass eine möglichst frühzeitige Bildung besonders erfolgversprechend ist und dass gute Sprachkenntnisse die Basis sind für Bildungserfolg – in allen Bereichen. Frühstart berücksichtigt noch etwas anderes: dass ohne Eltern nur wenig geht, wie die Leiterin des Kindergartens Maria Hilf sagt. Deshalb werden im Rahmen des Projekts Elternbegleiter ausgebildet. Das können Eltern, Studenten und Rentner sein. Meistens sind sie zweisprachig, und ihre Aufgabe ist es, mit den Eltern ins Gespräch zu kommen. Im Kindergarten Maria Hilf planen die Elternbegleiterinnen, ein Elterncafé zu installieren und ein interkulturelles Frühstück anzubieten. Angedacht sind auch Informationsnachmittage, zum Beispiel zum Bildungssystem.

Nach der ersten Modellphase wurde Frühstart vom Europäischen Forum für Migrationsstudien evaluiert. Sprachschatz, Sprachproduktion und Lautbildung fast aller Kinder hätten sich verbessert, hieß es. Manche Teilnehmer hätten Kinder mit deutscher Muttersprache überholt. Auch im Kindergarten Maria Hilf ist

man zufrieden, betont aber, dass die Förderung sozial benachteiligter Kinder, die oft, nicht immer aus Migrantenfamilien stammten, einer großen Kraftanstrengung und eines langen Atems bedürfe.

Wichtig ist den Trägern von Frühstart auch, dass Mehrsprachigkeit als Bereicherung empfunden wird. „Wenn man mehrsprachig ist und interkulturell kompetent, dann hat man doch wahnsinnige Chancen“, sagt eine Elternbegleiterin. Auch die Hamburger Erziehungswissenschaftlerin Ingrid Gogolin hält das Aufwachsen mit zwei Sprachen für einen grundsätzlichen Vorteil: Die Kinder brächten ein implizites Wissen darüber mit, wie Sprache funktioniert. Leider gelinge es im deutschen Bildungssystem kaum, diese besondere Kompetenz zu nutzen, beklagt sie. Sogar das Gegenteil ist der Fall: Kinder mit Migrationshintergrund sind in der Schule wesentlich weniger erfolgreich und fassen seltener im Berufsleben Fuß. Sie machen einen großen Teil der Jugendlichen aus, die als nicht ausbildungsfähig gelten und für die ein späterer sozialer Aufstieg kaum möglich sein wird.

Ein wichtiger Grund dafür sei, dass die meisten Kinder schon nach vier Jahren Grundschulzeit auf verschiedene Schulformen aufgeteilt würden, sagt Gogolin. Studien über gezielte Sprachförderung zeigten aber, dass Kinder mit Migrationshintergrund nach vier Jahren oft noch nicht die für einen Bildungserfolg ausreichenden Deutschkenntnisse erworben hätten. Nach sechs bis sieben Jahren gezielter Förderung könne aber ein Sprachstand erreicht sein, wie ihn Kinder aus deutschen Elternhäusern haben. Auch für Bildungsökonomien ist ein längeres gemeinsames Lernen der wichtigste Schlüssel, um den Bildungserfolg von der sozialen Herkunft stärker zu entkoppeln. Gogolin ist jedenfalls überzeugt, dass der Bildungserfolg sozial benachteiligter Kinder deutlich größer sein könnte. „Es ist nicht alles möglich, aber einiges mehr, als man in Deutschland denkt.“ Das zeigten andere Länder.

Die Konzepte der Professorin für einen größeren Bildungserfolg von Migrantenkindern werden seit gut vier Jahren in dem Modellprogramm „Förmig“ erprobt. Bund und Länder finanzieren es bis Ende 2009 mit 15 Millionen Euro. Förmig steht für Förderung von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund. In 150 „Basiseinheiten“ in zehn Bundesländern werden 8000 Kinder und 2500 Eltern erreicht. In einer Basiseinheit werden mehrere Institutionen miteinander verknüpft, zum Beispiel Kindergärten oder Schulen mit dem Migrantenverein, der Elternschaft und der örtlichen Bibliothek.

Auch in den Förmig-Projekten ist der Sprachunterricht zentrales Element. Dabei konzentriert man sich nicht auf allgemeinsprachliche, sondern auf „bildungssprachliche“ Fähigkeiten. Nur das verspreche dauerhaften Erfolg, sagt Gogolin. Die Bildungssprache habe mehr mit der Schriftsprache gemein als mit dem alltäglichen Sprechen. Sie müsse nicht nur in Deutsch unterrichtet werden, sondern auch in anderen Fächern – und am besten fächerübergreifend. Darüber hinaus versucht auch Förmig, die Eltern mit einzubeziehen. LISA BECKER



„Süß und saftig“: Spracherziehung im Kindergarten Maria Hilf

Foto Florian Sonntag

Paten auf Jobsuche

Caritas vermittelt Jugendliche an Betriebe

BRUCHSAL, 3. August. Timo kennt sein Problem. Das Hinterteil müsste er mal hochbekommen. Gerade gestern hat ihm das wieder seine Beraterin in der Arbeitsagentur klargemacht. Etwas überdeutlich vielleicht – aber recht hat sie ja, das weiß der 18 Jahre alte Badener. Timo ist ein lockerer Typ: kurze schwarze Haare, Turnschuhe, dunkler Kapuzenpulli, die Kopfhörer hängen lässig aus dem T-Shirt-Kragen. Dass er weder einen Job noch eine Ausbildungsstelle hat, gefällt ihm gar nicht. Die Mutter bezieht Rente, er will etwas zum Lebensunterhalt beitragen. Deshalb ist er heute zur Caritas gekommen.

Im Dachgeschoss der Bruchsaler Einrichtung haben sich acht Jugendliche eingefunden; ihr Gesichtsausdruck bewegt sich zwischen gelangweilt und neugierig. Caritas-Mitarbeiterin Sina Krauth präsentiert das Projekt „Arbeit statt Stütze“ (AsS). Vor sechs Jahren nahmen einige Paten ihre Arbeit auf. Inzwischen kümmern sich 24 Freiwillige darum, junge Arbeitslose an Betriebe in der Region zu vermitteln. Ein ehemaliger Personalchef von Siemens ist dabei, ein IHK-Mitarbeiter, ein Gaststättenbetreiber. „Es stimmt, die Hälfte der Teilnehmer haben wir vermittelt“, antwortet Krauth auf Timos Frage. Betreut wurden 673 Jugendliche; für 148 haben die Paten direkt eine Arbeitsstelle gefunden, 129 haben eine Ausbildung aufgenommen, 49 ihre Schullaufbahn fortgesetzt.

Nach der Einführungsphase, die einmal im Monat stattfindet, versammeln sich die acht Jugendlichen im Caritas-Keller, wo die Paten schon auf sie warten. „Timo geht mit Frau Krumeich“, ruft eine Projektmitarbeiterin. In einem Zwiegespräch sollen sich Pate und Patenkind kennenlernen. „Wie stellen Sie sich meine Arbeit vor?“, fragt Karin Krumeich ihren neuen Schützling. Timo wünscht sich Kontakte zu einem Unternehmen, das ihn als Lagerlogistiker einstellen würde. Detailliert geht die ehemalige Lehrerin in der Erwachsenenbildung mit ihm seinen Lebenslauf und sein Bewerbungsschreiben durch. „Warum haben Sie Ihre Eins in Englisch

in der Bewerbung an John Deere nicht stärker betont?“, fragt sie ihn.

Timo ist kein typischer Fall für AsS: Er hat seinen Hauptschulabschluss immerhin mit einem guten Notenschnitt absolviert. Die abgebrochene Wirtschaftsschule liegt ihm aber auf der Seele. Es kommen allerdings auch viel schwieriger Fälle zur Caritas, berichtet Fachbereichsleiter Martin Kehrnhahn. Ursprünglich sei das Projekt mal erdacht worden, als es selbst Schülern mit höheren Abschlüssen nicht gelang, eine Ausbildungsstelle zu finden. Nachdem sich die Lage aber in den vergangenen Jahren verbessert hatte, kamen vermehrt die schwächeren Schüler, um das Projekt zu nutzen.

„Dadurch sind wir unverhofft immer stärker auch mit Armut konfrontiert worden“, sagt Sozialpädagogin Kehrnhahn. Nach und nach merkten die Mitarbeiter, dass ihre Hilfe noch stärker an der Basis ansetzen musste: Seit zwei Jahren bieten mehrere Paten auch eine Bewerberwerkstatt an, immer häufiger stoßen sie an ihre eigenen Grenzen, weil Schuldenberatung, Lebensrisiken und psychische Erkrankungen zum Thema werden. In diesen Fällen aber können sich die Paten dann wieder an die professionellen Hilfsangebote der Caritas wenden und stellen somit den wertvollen Erstkontakt zu Betroffenen her. „Einige streben gerade diese Herausforderung an“, erzählt Kehrnhahn, der nicht verheimlicht, dass ihm der Einsatz für die unterste soziale Gruppe besonders am Herzen liegt.

Die Arbeit ist nicht frei von Enttäuschungen. Immer mal wieder servieren die Helfer den Jugendlichen Ausbildungsstellen geradezu auf dem Silbertablett – bevor diese dann unreflektiert darauf verzichten. „Dadurch, dass sie aber selbst aktiv sein müssen, lernen sie, dass wir kein Butlerservice sind“, betont Kehrnhahn. Auch Timo hat sich vorgenommen, die Kurve zu kriegen. Die Visitenkarte von Karin Krumeich hat er in der Tasche seiner zweiten Jeans versteckt. Er weiß, dass der Kontakt zu ihr seine Chance sein könnte. Er werde sie anrufen, verspricht er. PHILIPP KROHN